

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 102.

Berlin, Dienstag den 26. August

1845.

### England.

#### Briefe von der Reise.

##### IX.

Englisches Gerichtsverfahren, Spott- und ernsthaftes. — Eine Gardinenpredigt der Mrs. Caudle. — Ein Abend in der Richter- und Geschwornen-Gesellschaft. — Mr. und Mrs. Caudle vor Gericht. — Herr Jenkins, der fromme Mitarbeiter der Morning-Post. — Verhandlungen in einem Kriminalgerichtshofe. — Die strafende Gerechtigkeit und die freisprechende öffentliche Meinung.

Ich habe mir vorgenommen, heute etwas über meine Beobachtungen in englischen Gerichtshöfen zu schreiben, doch um zu diesem ernstlichen Gegenstande zu gelangen, erlauben Sie mir, mit etwas Spasshaftem zu beginnen. Mrs. Caudle soll mir den Weg bahnen zu den offenen Schranken der englischen Tribunale und zu den Männern, welche geschworen, „zwischen unserer souverainen Frau, der Königin, und dem angeschuldigten Gefangenen die Sache gut, treu und gewissenhaft auszumachen und ein wahres Verdicht, den Beweismitteln gemäß, abzugeben.“ \*)

Dem Ihnen in meinem letzten Briefe erteilten Versprechen zufolge, will ich Ihnen zuvörderst noch Einiges über jenen jetzt in ganz England gekannt und hier überall populär gewordenen Namen, nämlich über Mrs. Caudle, sagen. Ich glaube, diesem Versprechen nicht besser nachkommen zu können, als indem ich eine der „Gardinenpredigten“ übersehe, deren Herausgeber Punch ist, dem sie von Herrn Caudle selbst mitgetheilt worden, der seinerseits am Schlusse jeder Predigt eine kurze Randbemerkung hinzugefügt hat. Es müssen wohl diese Gardinenpredigten (Curtain-Lectures) aus dem Leben gegriffen, es muß der Charakter der Mrs. Caudle ein Typus des weiblichen Pantoffelregimentes in England seyn, da sie sonst schwerlich so viel gelesen, kommentirt und nachgeahmt werden würden. Sie mögen also für sich selbst sprechen. Mrs. Caudle hält diese Predigten beim Schlafengehen und kurz vor dem Einschlafen; die Bemerkungen und Erwiederungen, die ihr Gemahl etwa zu machen hat, wenn er überhaupt zu Worte kommen kann, nimmt sie in ihren Text mit auf, indem sie seine Worte stets wiederholt und auf der Stelle widerlegt. Ihre sechzehnte Predigt handelt davon, welcher Name wohl ihrem neugeborenen Kinde und welche Pathe ihm zu geben seyn möchten. Sie beginnt also:

„Nun, lieber Mann, laß uns über des Kindes Namen sprechen. Das Püppchen ist drei Monat alt, und noch hat es keinen Namen, bei dem man es nennen kann. Da willst du nun schon wieder einmal nicht hören! Ich soll morgen darüber sprechen. Nein, heute will ich's noch. Am Tage bist du ja kaum zu einem Wort heranzubekommen — hier aber kannst du mir nicht entflüpfen. O pfui, du meinst, es wäre besser, wenn du es könntest; pfui, Caudle, das ist unfreundlich und nicht so, wie eine Frau — und besonders eine solche Frau wie deine — behandelt zu werden verdient. Es kommt ja nicht oft vor, daß ich spreche, aber mir ist, als wünschtest du nie auch nur den Ton meiner Stimme zu hören. Deinetwegen hätte ich eben so gut taubstumm zur Welt kommen können!“

„Ich denke, unser Kleiner muß einen Pathe haben, und wenn dem so ist, Caudle, wen? Wer, denkst du, wird wohl im Stande seyn, das Meiste für ihn zu thun? Nein, Caudle, nein; ich bin keine egoistische Frau — nichts der Art — aber ich hoffe das Gefühl zu haben, das eine Mutter haben muß; und was nützt mir ein Gevatter, der dem Kinde weiter nichts als seinen Namen giebt? Es wäre fast eben so gut, wenn das Kind gar nicht getauft würde. Also wer soll es seyn? Was sagst du? Jemand? Schämst du dich nicht, Caudle? Hast du denn gar nicht die Beforgniß, daß die etwas zustoßt, wenn du so sprichst? Ich weiß wirklich nicht, wo du solche Grundsätze her hast. Während ich mir den Kopf darüber zerbreche, wer wohl unter unseren Bekannten seyn mag, der am meisten für das liebe Kind thun kann, sagst du: Jemand! Caudle, du bist ein wahrer Heide!“

„Da ist z. B. Wagstaff. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er jemals betraten werde, und kleine Kinder hat er gar zu gern. Er hat Geld vollauf, Caudle, und ich glaube, daß er's annimmt. Ja, kleine Kinder, du kannst es mir glauben, kleine Kinder sind seine schwache Seite. Wäre es nicht ein Segen Gottes, wenn sich unser Kleiner einmal in seinem Testamente bedacht

\*) Die Geschwornen leisten auf die Bibel den Eid, „well and truly to try, and true deliverance to make between our sovereign Lady the Queen and the prisoner whom they have in charge, and a true verdict to give according to the evidence.“

fände? Nun, warum sprichst du nicht? Wahrhaftig, Caudle, du scheinst dich um das Kind gerade so viel zu kümmern, als ob es einem Fremden angehörte. Wer Kinder nicht lieber hat, wie du, der sollte eigentlich gar keine haben! Du kannst Wagstaff nicht leiden? Nun, ich auch nicht sonderlich; aber was hat das damit zu thun? Wer für Familie zu sorgen hat, der muß nicht an seine Gefühle denken. Ich kann ihn auch nicht leiden, aber ich bin Mutter und liebe mein Kind! Du willst Wagstaff nicht, und das rund heraus gesagt? O Caudle, du bist — ja du bist wirklich, wie kein anderer Mensch, für diese Welt nicht gemacht.

„Was meinst du zu Pugsby? Ich kann zwar seine Frau nicht ausstehen, aber das thut nichts zur Sache. Ich weiß, was ich meinem Kinde schuldig bin, und wünschte, daß andere Leute dies auch so wüßten. Was sagst du? Pugsby ist ein schlechter Kerl? Ja, das sieht dir recht ähnlich: immer Schlechtes von anderen Menschen behaupten. Wir müssen nicht immer glauben, was die Welt sagt, Caudle; als Christen müssen wir das nicht. Ich weiß bloß, daß er weder Kind noch Regel hat, und außerdem ist er sehr stark bei den Armeelieferungen betheilig; also, wenn Pugsby — Nun, nun, thu' doch nicht so ungemein verächtlich gegen den Mann! Caudle, du solltest dich was schämen. Du kannst an Niemandem ein gutes Paar lassen. An wen denkst du denn aber?“

„Was sagst du zu Sniggins? Na, wirf dich doch nicht so auf die Seite; es dringt ja zu viel kalte Luft ein. Was hast du gegen Sniggins? Du möchtest ihn um Alles in der Welt nicht um einen Gefallen bitten? Nun, da ist es gut, daß jemand Anderes für das Kind sorgt: ich werde es also thun. Was sagst du? Ich soll nicht? Doch, doch; freilich werde ich! Sniggins hat außer einem guten Herzen auch eine sehr gute Anstellung beim Zollamt, und da giebt es immer etwas zu erhaschen, wenn man es nur geschickt anzufangen weiß. Es nützt dir nichts, Caudle, daß du dich von der einen Seite auf die andere wirfst — gar nichts. Ich habe nicht Lust, meinen Kleinen eben so hinzugeben, ja zu opfern möchte ich sagen, wie seine Geschwister. Was ich unter opfern verstehe? O, du weißt recht gut, was ich meine. Was hat Eines von ihnen von seinen Gevattern je bekommen, außer einem geschliffenen Bierglase, einem Messer und Gabel und Löffel und einem lumpigen Rock, der noch obendrein — was ich ganz sicher weiß, da ich den Laden kenne, wo man ihn kaufte — nicht mehr ganz neu war? Da ist außerdem noch die Frau deines lieben Freundes Partley — was hat sie unserer Karoline geschenkt? Was? eine unechte Blondennütze — o, ich werde über und über roth, wenn ich sie in dieser Nütze sehe. Was sagst du? Es war die beste, die sie anschaffen konnte? Nun, dann hatte sie kein Recht, Pathe zu seyn für das Kind. Leute, die so gestellt sind, sollten es doch lieber Anderen überlassen, Gevatter zu seyn. Wahrlich, es ist schlimm, wenn man so wenig weiß, was man der Welt schuldig ist!“

„Nun gut, Caudle; aber gegen Goldman hast du doch nichts einzuwenden? Ja, allerdings?! Ist mir wohl jemals so ein Mann vorgekommen! Warum, weshalb? Er ist ein Bucherer und ein Filz? Nun, Caudle, du taugst wahrhaftig für diese Welt nicht; du hast ja eine so vornehme Denkart, daß man dich nicht zu begreifen vermag. Ist der Mann nicht so reich als die Bank? Und was seine Bucherei betrifft, ist diese nicht ein Gewinn für diejenigen, die nach ihm kommen? Ich denke doch, es sey gut, daß es auch Leute in der Welt giebt, die Geld sparen, da so unzählige Andere es auf die Straße hinauswerfen. Du aber bist der seltsamste Mensch auf der Welt! Ich glaube wirklich, du hältst Geld für eine Sünde, statt für den größten Segen; ich brauche nur Jemanden aus unserer Bekanntschaft zu nennen, der reich ist, so hast du auch gleich etwas gegen ihn zu erinnern. Um dir zu gefallen, muß man Nichts haben; ein Lump muß man seyn, um deine Freundschaft zu genießen. Ach, obwohl du mein Mann bist, so muß ich doch sagen, daß du ein Mann von sehr gemeiner Denkart bist, Caudle. Die einzige Hoffnung, die ich habe, ist, daß von unseren Jungen keiner seinem Vater nachgerathen werde.“

„Und ich möchte nur wissen, was eigentlich gegen Goldman einzuwenden ist? Das Einzige wäre allenfalls sein Vorname. Ich gestehe, daß ich den Namen Lazarus nicht leiden kann: er ist gemein und klingt nicht hübsch, nicht im Mindesten respektabel. Aber nachdem er für das Kind gestanden und gethan, was recht und billig ist, kann dieses ja den Lazarus leicht in Lawrence verwandeln. Ich höre, daß dergleichen oft genug vorkommt. Nein, Caudle, sage das nicht; ich bin keine gemein denkende Frau, gewiß nicht; ganz im Gegentheil: ich bin bloß voll Liebe für meine Kinder, und ich muß sagen — ich wünsche, daß Jedermann so fühlte wie ich.“

„Nicht wahr, wenn ich dich aufs Gewissen frage, so würdest du dafür stimmen, daß wir deinen Tabackpfeifen-Freund, deinen Bierkumpen Prettyman, zu Gevatter bitten? Du hast nichts dagegen? Ich dachte es wohl! Ja, ich wußte, worauf du hinaus willst. Der ist ein Lump, ein Bettler — nebenbei auch ein Mann, der die halbe Nacht von Hause fort bleibt; ja, das thut er, es nützt dir nichts, wenn du es leugnest — aber was die Hauptsache ist, ein Bettler und ein Säufer, und das ist der Mann, den du deinem eigenen Fleisch und Blut zum Gevatter geben möchtest! Auf mein Wort, Caudle, das ist von der Art, daß eine Frau, die es mit anhört, aufstehen, sich ankleiden und davonlaufen möchte!

„Nun, ich sage dir, wenn du nicht Wagstaff willst, oder Yugsby, oder Sniggins, oder Goldman, oder sonst Jemand, der respektabel ist und thut, was man von ihm erwarten kann, so soll das Kind ganz ungetauft bleiben. Was Prettyman und jeden anderen Lump dieser Art betrifft — nein, nimmermehr! Ich bin überzeugt, es giebt eine gewisse Art Leute, die die Armuth wie eine ansteckende Krankheit fortpflanzen, und Prettyman gehört zu ihnen. Nun, Caudle, erkläre ich dir, daß ich mein Kind nicht durch eine deiner armseligen Bekanntschaften will anstecken lassen.

„Nein; wenn es auf meine Weise nicht geschehen kann, so soll das Kind gar nicht getauft werden. Was sagst du? Es muß einen Namen haben? Ei was, da giebt es kein „muß“, nein, gar keins! Es soll und wird keinen Namen haben, und dann magst du sehen, was die Welt dazu sagen wird. Ich werde es Nummer Sechs nennen — warum nicht? das ist eben so gut wie jede andere Benennung — so lange, bis ich einen Taufpaten habe, der mir gefällt. Nummer Sechs, Caudle, ha! ha! ich denke, wenn irgend etwas in der Welt es noch kann, so muß das dich schamroth machen. Nummer Sechs, Caudle — ein viel besserer Name als jeder andere, den ihm Herr Prettyman zu geben vermag; ja, Nummer Sechs! Was sagst du? Nichts als Nummer Sieben? O, Caudle, wenn jemals —“

„In diesem Augenblicke“, schreibt Caudle, „fiel das kleine Kind an zu schreien, und diesen glücklichen Zufall mir zu Nutzen machend, konnte ich endlich einschlafen.“

Das also ist Mrs. Caudle, wie sie leibt und lebt. „So heredit, so kräftig wie Mrs. Caudle“, — ist ein Sprüchwort geworden, mit dem noch der Doppelfinn verbunden, daß „caudle“ die Benennung einer gewissen, sehr beliebten Kraft- und Weinsuppe ist. Ich habe die Dame in leibhafter Gestalt, und zwar nicht bloß auf dem Theater, sondern auch in der viel besuchten und belachten „Richter- und Geschwornen-Gesellschaft“ (Judge and Jury Society) gesehen. Diese Gesellschaft versammelt sich in Bow-Street — also nicht weit von dem Polizeigericht — in „Garrick's Kaffeehaus“ (Garrick's Head), einer in der Nähe des Coventgarden-Theaters gelegenen Tavernen, die einst der Erholungsort Garricks und seiner Freunde war. Eine Anzahl seiner Kunstgenossen verband sich im Jahre 1841 mit einigen ausgedienten Advokaten oder Gerichtsschreibern und mit dem Gastwirth Nicholson zu der Judge and Jury Society, die sich mit Ausnahme des Sonntags allabendlich versammelt, um spaßhafte öffentliche Gerichtsungen zu halten und über diejenigen Gegenstände zu verhandeln, die eben das Tagesgespräch bilden, mit Ausschließung jedoch aller religiösen und streng politischen Dinge. So groß nun ist das Gefallen der Engländer am Reden und Reden hören, daß seit vier Jahren der Sitzungssaal der Judge and Jury Society Abend für Abend gegen ein Eintrittsgeld von einem Shilling (½ Thaler, wofür man indessen zugleich Ansprüche auf ein Glas Porter hat) überfüllt ist; so groß ist aber auch das Redner- und Improvisir-Talent der Engländer, daß seit vier Jahren an jedem Abend über einen anderen Prozeß verhandelt wird, ohne daß es jemals an unterhaltenden Stoffen und witzigen Anspielungen gefehlt hat. Gemeinhin berathen die eigentlichen Mitglieder der Societät erst kurz vor der um 9 Uhr beginnenden Sitzung sowohl das Thema, worüber, als die Form, in welcher verhandelt werden soll. Die Rollen werden vertheilt zwischen Klägern, Beklagten und Zeugen; diese verabreden unter sich im Allgemeinen, wie man auftreten und worauf man hinaus will; aber die besondere Ausführung wird jedem Einzelnen überlassen. Alles, was sie sprechen, wird von den Parteien, den Advokaten, den Zeugen und den Richtern improvisirt, und doch ist das Ganze eine vollendete Komödie mit einem geschickten Plane, einer einheitlichen Durchführung und einem befriedigenden Schluß. Mit den Formen des öffentlichen Gerichtsverfahrens ist auch das Publikum so vertraut, daß es selbst auf die Rolle leicht eingeht, die es entweder als passive Zuhörer, deren Beifallszeichen gewöhnlich durch des Thürhüters ernsten Ruf „Silence!“ unterbrochen werden, oder als Geschworene zu spielen hat, deren Zwölfszahl aus ihm freiwillig zusammentritt und die für die Jury bestimmte Bank einnimmt; — falls aber diese nicht aus freien Stücken sich gebildet hat, so ruft sie der Oberrichter, und die Gerufenen leisten unbedingten Gehorsam. Den Lord Chief Baron (Oberrichter) repräsentirt der Gastwirth Nicholson — gewöhnlich Lord Nicholson genannt — der, eben so wie sämtliche Puisse Judges (Unterrichter) und Advokaten, in der schwarzen Robe und mit den üblichen Perrücken erscheint. Damit jedoch dieser Aufzug, bei dem es auf eine Lächerlichmachung dessen, was dem Volke heilig bleiben soll, durchaus nicht abgesehen, von vorn herein als ein harmloser Spaß sich darstelle, läßt der sogenannte Lord Oberrichter, sobald er die üblichen Einleitungsworte gesprochen, den Ruf „Waite!“ (Kellner) vernehmen. „Kellner! eine Zigarre und ein Glas Porter für mich und für die Herren von der Barre, so wie für die Herren Geschworenen, wenn sie Lust zu rauchen und zu trinken haben.“ Es ist schon vorgekommen, daß sich unter den Geschworenen Mitglieder des Ober-

und des Unterhauses, berühmte Staats- und Geschäftsmänner befanden, die sich an der humoristischen Debatte, an den Schlag auf Schlag sich folgenden satirischen Reden und Gegengreden ergöhten, und die dann auch ihr Verdict, ihr „Schuldig“ oder „Nicht schuldig“ in dem gegebenen Falle aussprachen.

(Fortsetzung folgt.)

## Aegypten.

Ueber die Civilisation Aegyptens von Psammetich bis Alexander.  
Nach Petronne.

(Fortsetzung.)

Die Monumente aus der Zeit des Amasis gleichen also, was ihre Ausdehnung, Größe und kunstreiche Arbeit anbetrifft, denen vollkommen, die wir noch heute in den Ruinen von Theben sehen. Auch der Styl der Monumente hatte unter den Herrschern der 26ten Dynastie sicherlich nichts verloren; das britische Museum liefert durch eine Reihe von Denkmälern aus den Zeiten des Rhameses, Tachelothis, Sesonchis, Psammetichus I. und II. und des Amasis den vollständigen Beweis dafür. Kurz, was Vollkommenheit und Größe der Kunstwerke angeht, so scheint das letzte Jahrhundert des Pharaonenreiches hinter den Zeiten des Rhameses nicht zurückgefallen zu haben, und schon aus diesen Ergebnissen könnte man den weiteren Schluß ziehen, daß auch das Land damals so bevölkert und blühend gewesen, als unter der 18ten Dynastie, wenn nicht noch Herodot ganz bestimmt versichert, daß Aegypten nach der Meinung seiner Bewohner nie in einem so blühenden und glücklichen Zustande sich befunden habe, als unter Amasis, was bei einem Volke, welches so gern seine alten Zeiten rühmt, um so gewichtiger seyn muß.

In diesem Zustande nun fanden die Perser Aegypten. Welche Veränderungen hatte ihre Eroberung zur Folge? Und wie überlieferten sie das Land an die Ptolemäer?

Wenn man in den Geist dieses eigenthümlichen Volkes eingedrungen ist, so wird man bedeutende Veränderungen von vorn herein für unwahrscheinlich halten. Die hier zu bekämpfende Ansicht von dem auflösenden Einflusse der Perserherrschaft stützt sich aber vornehmlich auf die gangbaren Vorstellungen, die man sich von der zerstörenden Wuth des Kambyses macht, und so sind hier vorzüglich zwei Punkte zu untersuchen: 1) War die Herrschaft des Kambyses in der That so intolerant und zerstörungsfüchtig, als man gewöhnlich annimmt? 2) Haben seine Nachfolger kein Beispiel nachgeahmt? Denn sonst könnte der Aufenthalt desselben, der höchstens drei Jahre dauerte, in den folgenden zwei Jahrhunderten unmöglich so traurige Wirkungen gezeigt haben.

Wir theilen diese Periode von Kambyses bis Alexander, etwa 193 Jahre, mit dem ägyptischen Annalisten Manetho in zwei Abschnitte: der erste umfaßt die persische Dynastie von Kambyses bis Darius II., in Aegypten die 27te, etwa 120 Jahre; der zweite begreift 62 Jahre in sich, in welcher Zeit das Land bis auf die letzten 12 Jahre von einheimischen Königen regiert und nur als zinsbares Land behandelt wurde.

### III.

Kambyses war ein Mann, bei dem die natürliche Festigkeit des Charakters und die Gewohnheit, Alles seinem Willen unterworfen zu sehen, durch einen krankhaften Körperzustand noch gesteigert wurde; denn nach Herodot war er von Jugend auf epileptisch. Der Rauch der Macht und des Sieges würde daher allein schon hinreichen, die Erzeße zu erklären, denen er sich bei seinem Eintritte in Aegypten überließ; Herodot giebt uns aber außerdem noch andere Ursachen an, die ihn sogar bis auf einen gewissen Grad entschuldigen können.

Seine Grausamkeit gegen die Bewohner von Memphis war die Rache für die Ermordung seiner Gesandten, die er nach schon gewonnener Schlacht an sie abgeschickt; seine Behandlung der Leiche des Amasis war eine Strafe für die schwere Beleidigung dieses Fürsten, der ihm die Tochter des verdrängten Apries anstatt der seinigen zur Ehe gesandt hatte; den Psammenit hielt Kambyses für schuldig, den Memphiten die Ermordung der Gesandten angerathen zu haben, behandelte ihn jedoch, nachdem der erste Zorn vorüber, mild und menschlich, wie Cyrus den Kroesus, behielt ihn um sich und wollte ihm sogar die Verwaltung Aegyptens anvertrauen, wenn Psammenit nicht durch Conspirationen gegen die Perser selbst seinen Tod herbeigezogen hätte. Ungeachtet seines Zornes gegen Amasis ließ Kambyses doch der Gemahlin desselben, Laodike, keine üble Behandlung widerfahren, sondern sandte sie auf ehrenvolle Weise ihrer Familie zurück. Bis hierher handelte der König von Persien, der, wenn auch nach Herodot wenig Verstand, doch manche gute Augenblicke hatte, nicht anders, als jeder persische Herrscher gehandelt haben würde; seine späteren wahnfinnigen Handlungen scheinen erst nach seinen beiden unglücklichen Zügen nach der Dase des Jupiter Ammon und nach Aethiopien vorgekommen zu seyn. Der erste endigte bekanntlich mit dem Verluste einer Armee von 50,000 Mann, welche im Wüstensande vergraben wurden; auf dem zweiten war er genöthigt, umzukehren, nachdem er in die gräßliche Nothwendigkeit verlegt worden war, sein Heer selbst zu bezimern, damit immer neun durch Schlachten des Zehnten ihr Leben fristeten. Dieses doppelte Unglück war mehr, als er ertragen konnte, und raubte ihm den Grad von Verstand, den er bisher noch gehabt hatte.

Bei der Rückkehr von diesem Zuge kam er noch dazu in Memphis gerade zu der Zeit an, wo ein neuer Apis erschienen war und die Bewohner sich der Freude und den Festlichkeiten hingaben, die nach alter Sitte dieses Ereignis

begleiteten. Kambyses bildete sich ein, sie freuten sich über sein Unglück, und verdammte sie, ohne auf die Erklärung der Priester zu hören, alle zum Tode; er ließ den neuen Gott Apis vor sich führen und stieß ihn nieder. Dieser Gottlosigkeit nun schrieben die Ägypter die Zerrüttung seines Geistes zu, von der er seither Beweise gab; so viel ist gewiß, daß von seiner Rückkehr an sein Leben nur ein Gewebe von Raserei und Gewaltthaten war, die er ohne Ursache und gegen Perser und Ägypter ohne Unterschied ausließ. So ließ er seinen Bruder Smerdis ermorden, weil er den Bogen des Königs von Aethiopien beinahe gespannt hätte, und tödtete seine Schwester und Gemahlin durch einen Fußtritt; aus ganz trivialen Ursachen erschoss er ferner den Sohn des Praxaspes, ließ zwölf der vornehmsten Perser lebendig in die Erde graben, befahl die Hinrichtung des Krösus, ließ die alten Gräber öffnen, um an den Gesichtern der Todten seine Freude zu haben, drang in den Tempel des Pthah und verspottete die zwerghäßliche Bildsäule des Gottes.

Daß die Wütherei des Kambyses aus religiösem Fanatismus hervorgegangen wäre, wie Saint-Martin meint, ist durchaus gegen die Angaben Herodot's. Denn einerseits richtete sich seine Wuth ebenso gegen die Perser, wie gegen die Ägypter, andererseits zeigte er vor jenen beiden Niederlagen weder eine Abneigung gegen die ägyptische, noch eine übermäßige Anhänglichkeit an seine eigene Religion, da er durch die Verbrennung der Leiche des Amasis das den Persern heilige Feuer verunreinigt und dann ganz gegen die persischen Religionsvorschriften nach Sitte der Ägypter seine beiden Schwestern geheiratet hatte. Im Gegentheil befragte er die ägyptischen Orakel, und nach dem Zeugnisse eines alten Priesters auf einem neuerdings gefundenen Monumente im Gregorianischen Museum zu Rom hatte er, wie die Könige vor ihm, der Göttin Neith zu Sais reichlich geopfert; dies Beides wäre undenkbar, wenn Kambyses fanatisch gegen die ägyptische Religion gewüthet hätte. Aber was hätte ihn gegen die Künste der Ägypter aufreizen, was dazu treiben können, in so kurzer Zeit, wie man sagt, Ägypten mit Ruinen zu bedecken, die so fest gebauten Tempel zu zerstören, diese Kolosse umzustürzen und zu vernichten, was man sich heute Alles nur durch Hülfe des Pulvers zu denken vermag. Was Strabo und Diodor sogar von seinen Zerstörungen der Monumente in Heliopolis durch Feuergehalt erwähnen, wird schon durch den Holzangel Ägyptens unglaublich, denn um eine Wirkung dieses Elements auf die künstlich zusammengefügte Granitmassen zu sehen, hätte man ganze Wälder verbrennen müssen; alsdann spricht auch der Zustand der Basreliefs durchaus dagegen, und nirgends findet sich von Feuer irgend eine Spur. Im Gegentheil schätzte und liebte Kambyses die ägyptischen Künste, sandte eine Menge ägyptischer Künstler und Arbeiter nach Persien und ließ eine große Anzahl Statuen nach Asien bringen, von denen Ptolemäus Evergetes später 2000 zurückgeführt haben soll.

In Theben mochten spätere durch Erderschütterungen verursachte Zerstörungen unter den Ptolemäern, zum Theil mit Absicht, auf seine Rechnung gesetzt worden seyn, denn solche liegen deutlich vor; dazu kommt noch, daß die Verwüstungen des Artaxerxes Ochus alles von Kambyses Verübte weit hinter sich ließen. Herodot erwähnt wohl der Demolirungen des Kambyses zu Memphis und Sais, weiß aber nichts von denen zu Theben; hier zeigten ihm die Priester sogar noch die 341 hölzernen Kolosse der seit mehr als 11,000 Jahren auf einander gefolgten Oberpriester, die doch, um die Gebäude durch Feuer zu zerstören, in einem so holzarmen Lande vom größten Vortheil gewesen wären. Und welsch eine Freude wäre es in der That für einen solchen Rasenden gewesen, den Brand eines Tempels mit den Statuen seiner eigenen Priester oder Götter sähen zu können! — Strabo erzählt die Zerstörung der Memnonensäule durch eine Erderschütterung noch ganz der Wahrheit gemäß, später wurde auch sie dem Kambyses zugeschrieben. Eben so kann der berühmte Koloss des Osymandyas nach Wilkinson nur durch ein Erdbeben oder durch das Pulver der Araber umgestürzt und zerbrochen worden seyn, da diese erweislich so viele andere Monumente verstümmelt haben.

Viele dem Kambyses zugeschriebene Verheerungen haben wir demnach von seiner Rechnung zu streichen; sie alle aber hätte dieser Wütherich noch dazu in der kurzen Zeit von 13 Monaten oder höchstens 2 Jahren verüben müssen. Eine so kurze Zerstörungswuth konnte höchstens nur wie ein vorübergehender Sturm wirken und in ihren Folgen von dem Volke bald wieder verloscht werden.

Darius I. Sphasapis suchte die Exzesse seines Vorgängers vergessen zu machen und sich die Zuneigung der Ägypter zu erwerben. Deshalb bewies er ihnen Achtung für ihre Religion und politischen Einrichtungen, trauerte mit ihnen um den Apis, setzte sogar 100 Talente Goldes auf die Auffindung eines neuen aus, unterhielt sich viel mit den Priestern, studirte ihre religiösen Bücher, suchte die Milde und Großmuth der alten Könige gegen ihre Unterthanen nachzuahmen und wußte dadurch den Ägyptern eine solche Verehrung einzusößen, daß sie ihm allein unter den persischen Herrschern den Namen eines Gottes gaben und ihn bei seinem Tode wie ihre alten Könige ehrten. Nach Champollion, Rosellini und Wilkinson ist er auch der einzige persische König, dessen hieroglyphischer Name auf den Monumenten von dem Pränomen göttlich begleitet ist, wie die der alten Pharaonen und später der Ptolemäer und römischen Imperatoren. Zum Beweise, wie Darius die ägyptische Religion begünstigte, kann man den großen Tempel von El-Khargeh in der großen Oase anführen, der auf allen seinen erhaltenen Theilen nur den Namen des Darius trägt, woraus zu schließen, daß er ihn entweder erbaut oder wenigstens vollendet und verziert hat. Ein merkwürdiges Basrelief an diesem Tempel stellt ihn dar, wie er in dem religiösen Kostüme der alten ägyptischen Könige dem Ammon-Opfer, so daß man ihn ohne den doppelten Namen über seinem Haupte gar nicht erkennen würde.

Die von den Perserkönigen eingesetzten Satrapen regierten nicht immer in deren Sinne. Daher empörten sich die Ägypter nach des Darius Tode, so daß Kerres das Land vor seinem Zuge nach Griechenland erst unterwerfen mußte; er setzte seinen Bruder Achämenes zum Satrapen ein, welcher 200 Schiffe in den Krieg gegen die Griechen führte und Ägypten bis zum Tode des Kerres ruhig erhielt, wo die Ägypter unter Anführung des Inaros, Königs von Libyen, und des von der ägyptischen Königsfamilie abstammenden Amyrtäus abermals aufstanden. Nach einem sechsjährigen Widerstande wurde das Land wieder unterworfen, aber, wahrscheinlich um die Ruhe völlig zu sichern, des Inaros Sohn Phannyras in seinem väterlichen Reiche Libyen, des Amyrtäus Sohn Pausiris im Delta von Artaxerxes I. Longimanus als Regenten anerkannt, Thatsachen, welche durchaus übereinstimmen mit der sonstigen milden Politik der persischen Könige, den unterworfenen Völkern gegen einen mäßigen Tribut nicht nur ihre Gebräuche, Gesetze und Religion, sondern selbst ihre alten Könige zu lassen.

Zu Herodot's Zeit, dessen Aufenthalt in Ägypten in die Periode des Aufstandes jener beiden Fürsten, um das Jahr 460, gesetzt werden muß, sehen wir nach seinen Erzählungen das Land durchaus im alten Zustande. Die bürgerlichen und religiösen Dinge nahmen ihren gewöhnlichen Gang; Ackerbau, Kunstfleiß und Handel blühten noch. Die schon 60 Jahre währende Perserherrschaft hatte nicht nur die Religion nicht gestört, sondern auch in den mit der alten Regierungsform so eng verbundenen bürgerlichen Einrichtungen keine bemerklichen Veränderungen hervorgebracht; die Kasteneinteilung bestand noch streng, auch die Kaste der Dolmetscher war von den Persern erhalten worden; die Priester hatten noch ihre Vorrechte wie ehemals, ihre glanzvollen Kollegien, ihren Einfluß auf das Volk; die religiösen Feste wurden wie sonst gefeiert, und Herodot wundert sich über ihre Anzahl und Mannigfaltigkeit, so wie über die ungeheure dabei zusammenströmende Menschenmenge; auch die Kriegerkaste war noch zahlreich und nahm an den Feldzügen der Perser vielfach Theil.

Hier sehen wir demnach überall keinen Verfall der Religion und volkshämlichen Einrichtungen durch die Gewalt eines tyrannischen Siegers. Sollte nun dieser Verfall in den folgenden 60 Jahren bis zur Thronbesteigung einer nationalen Dynastie oder gar unter dieser selbst eingetreten seyn? Das Gegentheil davon läßt sich voraussetzen und — wie es weiter unsere Absicht ist — auch beweisen. (Schluß folgt.)

## China.

### Die chinesische Roman-Literatur.

Von Stanislas Julien.

Bei Uebersetzung des chinesischen Romans: „Die beiden jungen Gelehrten“, — sagt Herr Stanislas Julien, Professor der chinesischen Sprache am College de France und Mitglied des Instituts, in der Vorrede zu dieser Arbeit — schwebte mir der doppelte Zweck vor, Europa zum ersten Mal mit einem Werke bekannt zu machen, das eine getreue, belebte und oft anziehende Schilderung der Sitten der chinesischen Gesellschaft darbietet, und die Studirenden, welche diesen Roman in der Ursprache lesen wollen, zum Verständniß des modernsten, erhabensten, glänzendsten und zugleich auch schwierigsten Styls zu führen, in welchen einzudringen ihnen selbst mit Hülfe der Wörterbücher und der bis jetzt publizirten philologischen Arbeiten fast unmöglich seyn möchte.

Es ist bekannt, daß die Chinesen den Europäern in mehreren Erfindungen zuvorkamen, welche die Oberfläche der Welt verändert haben. Ohne des Kompasses zu gedenken, den sie seit drei Jahrtausenden besitzen und eben so wie wir anwenden, dann des Schießpulvers, das die Araber ihnen entlehnten und uns überbrachten, stelle ich hier zum ersten Mal die Behauptung auf, daß sie schon seit dem Jahre 993 unserer Zeitrechnung durch die Holzschneidkunst die Meisterwerke der Malerei, der Zeichnungskunst und der schönen Wissenschaften verbreiteten, — eine Erfindung, welche man bisher erst fünfhundert Jahr später in China geschehen ließ. Daher die schnelle und unermessliche Ausbreitung der literarischen Kenntnisse in diesem Reiche der Mitte, wo sie ein untrügliches Mittel sind, zu Reichthum, Ruhm und zu den höchsten Staatsämtern zu gelangen.

In China kennt man sowohl in den höchsten als in den niedrigsten Klassen keine andere Sorge, als die gelehrte Sprache in den klassischen Schriftstellern zu studiren, keine andere Beschäftigung, als literarische Uebungen, keinen anderen Ehrgeiz, als die Beförderung, welche den Erfolg bei der Preisbewerbung krönt. Der unermüdete Eifer der Chinesen für die Bildung des Geschmacks und die Nachahmung der guten Autoren ist der unterscheidende Zug ihres Charakters und war immer eines der Haupt-Elemente ihrer Civilisation. Um ihn aber ganz zu verstehen und zu würdigen, muß man ihn sich entwickeln sehen in einer bewegten, lebensvollen Scene, wo jeder Schauspieler, ich meine damit jeden Schöngest, sich darstellt mit all seinen Fähigkeiten und Wunderlichkeiten, seiner Gelehrsamkeit und Unwissenheit, seiner erleuchteten Einsicht oder seinen pedantischen Annahmen. Gewiß ein Schauspiel, um unsere Neugierde aufs lebhafteste zu reizen, doch wir finden es weder in den Geschichtswerken, noch in den Reiseberichten über China. Es kann uns nicht hinreichend seyn, die Chinesen sich in den Kreisen des gesellschaftlichen Lebens bewegen zu sehen, wir wünschen auch ihre Geistes-Produkte kennen zu lernen, um uns eine richtige Vorstellung von den Gegenständen zu machen, die sie am liebsten behandeln, von der Geistesrichtung, die sie durchdringt, und von der Phantasie, die darin glänzt. Die Missionäre, ohne deren Vermittelung die chinesische Sprache vielleicht noch geraume Zeit in Europa unbekannt geblieben

wäre, haben uns viel Interessantes über die Geschichte, über die Geographie, über die Wissenschaften, Künste und Industrie dieses thätigen und betriebsamen Volkes mitgeteilt, aber sie sind nie in das Heiligthum der chinesischen Gesellschaft eingedrungen, sie können uns nicht in das Innere der Familie einführen, nicht theilnehmen lassen an den anmuthigen Beschäftigungen, den zarten oder anziehenden Gesprächen geistreicher Frauen, die unbeugsame Vorschriften in eine Art von unverleglichem Gynäceum einschließen, wo sie nicht nur unserer unbefehlenen Zubringlichkeit unerreichbar sind, sondern selbst den Blicken der Chinesen, mit Ausnahme der nächsten Verwandten. Woher also die für uns so interessante Kenntniß ihrer häuslichen Sitten schöpfen, wenn nicht aus ihren Romanen, in welchen die Chinesen sich selbst geschildert haben, nicht ahnend, daß die Barbaren des fernen Abendlandes, die sie so streng von ihrer Gesellschaft ausschließen, einst, ohne einen Schritt aus ihrem Vaterlande zu thun, dennoch all' diese vertrauten Scenen, diese Enthüllungen des Familienlebens, diese Uebungen und literarischen Plaudereien lesen würden, die sie nur zum Vergnügen oder zur Belehrung ihrer Mitbürger geschrieben glaubten.

Die Chinesen besitzen eine Anzahl von Romanen, die entweder ihre National-Geschichte behandeln oder die öffentlichen und häuslichen Sitten schildern, die Tugenden ihrer Helden feiern, die Laster der Bösewichter an den Pranger stellen oder die Unwissenden und Thoren verspotten. Unter diesen Romanen sind zehn besonders ausgezeichnet und ihre Verfasser mit dem Titel *Tsaisseu*, geistvolle Schriftsteller, belegt worden, so daß, wenn irgend ein Werk von dieser Eliten-Serie erwähnt werden soll, man gewöhnlich sagt: das Buch des ersten, zweiten, dritten *Tsaisseu*. Den Europäern konnte diese Auszeichnung nicht entgehen, und sie haben sich dadurch bei der Wahl der chinesischen Romane zu Uebersetzungen leiten lassen; von jenen zehn vorzüglichsten sind nur noch zwei nicht ins Französische übertragen worden.

Der erste, oder der *San-kueh-tschu*, „Geschichte der drei Königreiche“, wurde von Theodor Pavie übersetzt und ist jetzt unter der Presse.

Der zweite, oder der *Hao-kien-tschuen*, ist von Franz Davis, dem jetzigen Statthalter von Hong-Kong, unter dem Titel „die glückliche Vereinigung“ ins Englische übertragen worden. Ins Französische überlegte denselben Guillard d'Arcy unter dem genaueren Titel „die vollkommene Frau.“

Der dritte, der *Ju-kiao-li*, oder „die beiden Cousinen“, ist durch Abel Remusat's Uebersetzung in Frankreich viel bekannt.

Von dem fünften, dem *Dschui-hu-tschuen*, oder „die Geschichte der Seeräuber“, hat Herr Bazin, Professor der neueren chinesischen Sprache an der königlichen Bibliothek, schon vier Bücher übersetzt.

Von dem sechsten, einer berühmten in Versen und in Prosa geschriebenen Komödie, *Si-kang-ki*, „die Geschichte des abendländischen Pavillons“, hat der Verfasser des vorliegenden selbst sieben Akte übertragen.

Der siebente, *Pi-pa-ki*, „die Geschichte der Laute“, ebenfalls ein beachtenswerthes Schauspiel in Versen und Prosa, ist von dem älteren Bazin übertragen.

Der achte, *Hoa-tien-ki*, „Geschichte des mit Blumen verzierten Blattes Papier“, ist von Perrin Thom chinesisch und englisch herausgegeben worden.

Der vierte, *Ping-schan-ling-yen*, oder „die beiden jungen Gelehrten“, liegt jetzt dem Publikum vor; der Titel bezeichnet durch seine einfylbigen Laute die abgekürzten Namen der vier darin auftretenden Hauptpersonen: *Schan-tai* und *ling-kang-kueh*, die beiden Dichtertinnen, so wie *Ping-ju-heng* und *Yen-pek-han*, zwei junge Gelehrte, die sich gegenseitig eine Leidenschaft einflößen, wie sie nur in China vorkommen kann, denn die Liebe entsteht mehr durch die Bewunderung ihrer literarischen Talente als ihrer äußeren Annehmlichkeiten.

In China befindet sich dieser Roman in den Händen aller Gebildeten, doch kennt Niemand den Verfasser; ebenso verhält es sich mit den meisten anderen Werken derselben Gattung. Die Autoren solcher Arbeiten, und wären es selbst die untadelhaftesten und berühmtesten, verbergen sich ebenso sorgfältig hinter dem Schleier der Anonymität, wie unsere Schriftsteller die Deffentlichkeit und das Bekanntwerden suchen. In China, wo man über Alles schreibt, wo sich von allen guten Werken die ausführlichsten und treuesten Bibliographien vorfinden, würde man vergebens nach einer Zeile über die Romane suchen, die doch die Lieblings-Lektüre aller Klassen der Gesellschaft sind. Demselben Schweigen, oder vielmehr demselben berechneten Vergessen, sind alle theatralischen Werke, Schauspiele, Dramen und Opern verfallen, von welchen es unermessliche Sammlungen giebt, und deren Aufführungen man mit demselben Eifer beivohnt, wie bei uns. In Paris befindet sich in 120 Oktav-Bänden der beschreibende und beurtheilende Katalog der Bibliothek des Kaisers Khien-long, der von 1736—96 regierte. Alle Zweige der Literatur und der Wissenschaften sind hier vertreten in dem, was sie Merkwürdiges darboten, nur sucht man vergebens nach Bemerkungen über Romane, Erzählungen, Novellen, Theaterstücke, oder nach Notizen über ihre Verfasser. Diese Lücke ist nicht zufällig, vielmehr sicherlich eine Folge der allgemein verehrten chinesischen Ritualschriften, welche anzunehmen scheinen, ein Mann könne sich mit nichts Anderem als mit dem Studium der alten überlieferten Meisterwerke der Literatur, mit den Regierungs-Anstellungen, die er perivaltet oder erlangen will, und mit der Ausübung der gesellschaftlichen Tugenden beschäftigen.

Die Chinesen haben eigentlich zwei Sprachen; die eine könnte man die der ernsten Bücher, die andere die der Unterhaltung und der leichteren Literatur

nennen. Ohne der lateinischen Uebersetzung des Philosophen Meng-tseu zu gedenken, die ich 1826 in zwei Oktav-Bänden chinesisch und lateinisch herausgegeben habe, besitzen wir jetzt hinreichende Hülfsmittel, um Geschichtswerke, gelehrte oder wissenschaftliche Arbeiten zu verstehen, die im alten Style, Ku-weh, abgefaßt sind. Für die gewöhnlichere Sprache, *Kuan-hoa*, ist dies nicht so der Fall, obgleich diese für die Europäer in China gerade von wichtigster Bedeutung ist, nicht bloß des schriftlichen und mündlichen Verkehrs wegen, sondern auch um die neueren schriftstellerischen Arbeiten lesen zu können, durch welche man sich mit den Sitten und dem Charakter des Volkes bekannt machen kann, mit dem man nun in Lebens- und Handelsverbindungen treten will.

Wer fremde Sprachen studirt hat, weiß, daß es im Allgemeinen hinreicht, einen Abschnitt von einigen hundert Seiten vollkommen zu verstehen, um dann in der Folge alle Werke derselben Gattung und desselben Styles lesen zu können. So wird, wer den zweiten der weiter oben angeführten Romane, „die vollkommene Frau“, gelesen und verstanden hat, auch alle einfachen und natürlichen Erzählungen, wo weder Gelehrte noch Dichter auftreten, ohne Mühe lesen können. An die Romane aber, in welchen irgend ein Aufwand von Geist oder Gelehrsamkeit vorkommt, wo bald in Prosa, bald in Versen gesprochen wird, darf er sich nicht wagen. Dann erhebt sich der gewöhnliche Styl zur Höhe des antiken, und ohne Hülf eines eingebornen Lehrers, oder einer ganz gründlichen Gelehrsamkeit, da es bis jetzt noch kein genügendes chinesisches Wörterbuch giebt, müssen Werke, wie „die beiden Cousinen“, und besonders wie „die beiden jungen Gelehrten“, dunkel und räthselhaft erscheinen. Vorzugsweise jedoch wählte der Verfasser gerade diesen letzteren Roman sich von den zweitausend Bänden chinesischer Romane aus, welche die königliche Bibliothek in Paris besitzt, weil er im höchsten Grade alles Anziehende in sich zu schließen schien, was ein natives und treues Sittengemälde gewährt, und weil er zugleich das Zarteste, Auserlesenste und Schwierigste enthält, was die chinesische Literatur dem Studium der Europäer darbietet.

### Mannigfaltiges.

— Einnahme und Ausgabe von Paris im Jahre 1844. Verzehrt wurden 76,331 Ochsen, 16,450 Rinder, 78,602 Kalber, 440,453 Hammel; ferner (nach dem Einkaufspreise berechnet) für 1,720,000 Franken Ausrüstung, und für 6,080,000 Franken Seefische, für 9 Millionen Geflügel und Wildpret, für 9 Millionen frische Butter. Der Verbrauch von Käse beläuft sich auf 1,337,176 Kilogramme oder 2,731,691 Pfund nach altem Gewichte; der von Salz auf 4,927,920 Kilogramme oder 10,067,149 Pfund alten Gewichtes. Die Abgaben von diesen 10 Millionen Pfund Salz betragen 1,518,072 Franken. Die Abgaben für die Erlaubniß, geboren zu werden, zu leben, sich zu verheiraten und zu sterben, welche man mit dem Namen Expedition des actes de l'état civil bezeichnet, haben 90,180 Franken eingebracht. — Dafür hat die Stadt einen Theil ihrer Schulden getilgt und die Interessen der übrigen berichtigt, der Staatskasse ihren Antheil abgeliefert und ihre Beamten bezahlt. Ferner hat sie für Sicherheits- und Gesundheits-Polizei 10 Millionen, für Elementar-Unterricht 968,967 Franken, für die Nationalgarde gegen 900,000 Franken, an Hülfsgeldern für öffentliche Anstalten 5 Millionen, für Werke der schönen Künste 184,000 Franken, und zur Unterhaltung der elysäischen Felder 80,000 Franken ausgegeben. — Zu Anfang des Jahres 1844 hatte die Stadt in Kasse 13,603,702 Franken 58 Centimes, die Einnahme des Jahres selbst betrug 46,322,912 Fr. 48 Cent.; giebt zusammen 60,126,615 Fr. 6 Cent. Davon die Ausgabe mit 49,889,220 Fr. 19 Cent., bleibt Ueberschuß für 1845 10,237,394 Fr. 87 Cent. Nach einem allgemein gebilligten Beschlusse des Municipalrathes haben 6,147,200 Fr. 6 Cent. von dieser Summe bereits ihre Bestimmung erhalten, so daß der wirkliche Ueberschuß, der für 1845 frei bleibt, 4,090,194 Fr. 81 Cent. ausgiebt. Die Schulden der Stadt betragen 35 Millionen.

— Carbonari in Spanien. Wenn man dem Heraldo trauen darf, so existirt in Madrid eine mächtige, weit verzweigte geheime Gesellschaft, deren Filial-Logen über ganz Spanien zerstreut sind. Sie heißt, wie es sich von selbst versteht, *Joven España* (junges Spanien); ihr Chef hat den Namen des großen Planeten, dem eine gewisse Anzahl Satelliten oder Trabanten zur Seite gestellt. An die Satelliten reiht sich eine dritte Klasse, die man Fixsterne nennt, unter welchen dann noch die Phasen, Strahlen und Funken stehen. In den Provinzen giebt es Planeten zweiten Ranges, die von einer ähnlichen Hierarchie umgeben sind und den Mittelpunkt eines kleineren Kreises bilden. Die Zahl der Mitglieder soll im Ganzen nicht weniger als 381,661 Personen betragen; wie es aber möglich ist, so genaue und statistische Data über eine geheime Gesellschaft zu liefern, darüber läßt uns der Heraldo bei allem Reichthum an Sternen und Strahlen im Dunkeln. Die Absichten des Vereins sind äußerst bescheiden; er bezweckt nichts weiter als die Herstellung der bürgerlichen und religiösen Freiheit, der Souveränität des Volks in ihrer ganzen Ausdehnung und völlige Gleichheit vor dem Gesetz, die Reform aller sozialen Mißbräuche, die Abschaffung des Adels, den Umsturz des Königthums und die Einführung einer demokratischen Regierungsform! — Das sind nun freilich kühne Worte — *prave ords*, wie Pluellen sagt; aber nach der Zähmheit zu urtheilen, mit der sich die Spanier in der letzten Zeit ein constitutionelles Recht nach dem anderen nehmen lassen, scheinen sie nicht sehr geneigt, ihre Worte durch Thaten zu bekräftigen.